

Der Zeitbegriff in der alten bäuerlichen Kultur und sein Wandel

1. Gedanken vorab

Die alte bäuerliche Welt hat in den letzten Jahrzehnten einen radikalen Wandel erlebt, einen Wandel, der bisweilen mit Wehmut betrachtet wird. Als Sohn eines Landarzthepeaares im oberösterreichischen Gebirge und zwar im östlichen Teil des Salzkammergutes habe ich das alte Bergbauernleben und seinen Wandel sehr intensiv wahrgenommen. Ich begleitete meinen Vater und meine Mutter, sie war die erste Ärztin dieser Gegend, bei ihren Krankenbesuchen zu den hochgelegenen Bauernhöfen und half als Bub mitunter den Bauern bei ihren Arbeiten im Heu oder als Kuhhirte. Die alten Bauern, die autark waren, gibt es nicht mehr. Die modernen Bauern sind von Förderungen abhängig und wurden zu Spezialisten, zum Beispiel zu Milchlieferanten oder zu Schweinezüchtern.

Die bäuerliche Arbeit am Feld, im Stall und im Wald war eine harte Arbeit, sie hatte aber auch ihren Zauber. Charakteristisch für diese alte Welt war ein Zeitbegriff, der gerade im Gebirge sich am Jahreslauf, an den Umbilden des Wetters und an der Arbeit ausgerichtet hat.

2. „Alles hat seine Stunde...“

In einer uralten bäuerlichen Welt, wie sie vor über 10.000 Jahren in Jericho beginnt, entstand auch die Bibel, in deren „Buch der Prediger“ einiges über die Zeit geschrieben steht, wie sie der Bauer wahrnimmt. Dort schildert König Kohelet, „König über Israel in Jerusalem“, zunächst unter anderem, er habe Weingärten gepflanzt, Vieh besessen und Knechte und Mägde befehligt. Und im 3.Kapitel dieses „Buches“ überlegt der König: „Alles hat seine Stunde, und eine Zeit ist bestimmt für jedes Vorhaben im Himmel: Eine Zeit fürs Geborenwerden, und eine Zeit fürs Sterben; eine Zeit zu pflanzen und eine Zeit, das Gepflanzte auszureißen.“

Kohelet bezieht sich auf den Kreislauf des Pflanzens und Erntens, der das echte bäuerliche Leben, zu dem Regen, Sonne, Wärme und Kälte gehören, bestimmt. Der echte Bauer muß Jahr für Jahr planen, damit rechtzeitig ge-

pflanzt und geerntet werden kann. Bei dieser Planung hilft ihm der Kalender. Es ist eine große geniale Leistung des bäuerlichen Menschen, heraus zu finden, dass man am Mond und an der Sonne sich ausrichten könne. Es waren daher auch die bäuerlichen Hochkulturen der Sumerer, Babylonier und Ägypter, die an der Festlegung von Monat und Jahr arbeiteten. Schließlich vermochte erst eine gut funktionierende bäuerliche Kultur mit Überschüssen die alten Hochkulturen hervor zu bringen. Die Anschwemmung fruchtbaren Schlammes durch Euphrat, Tigris und Nil und ein heißes, niederschlagarmes Klima gaben eine großartige Gelegenheit zur Entwicklung des Ackerbaus mit Getreide, Gemüse, Obst und Datteln (vgl. dazu *Wendorff, R. 1980, 13 ff.*).

Die echten bäuerlichen Kulturen waren also beharrlich, man lebt für Anbau und Ernte von Jahreslauf zu Jahreslauf. Dieses bäuerliche Denken unterscheidet sich wesentlich von dem Denken des Menschen im modernen Industrie- und Geschäftsleben, das sich an die Regeln der Pünktlichkeit, die zuweilen mit der Stechuhr kontrolliert wird, zu halten hat. Es ist das Tempo, das das Leben bestimmt, es steht in Widerspruch zu dem zyklisch sich wiederholenden Leben des Bauern und seines Hofes. Der moderne industrielle Mensch kämpft um Rekorde, sowohl beim Sport als auch in der Wirtschaft, und orientiert sich fest an der Zukunft. Die Gegenwart ist uninteressant, sie ist durch neue Techniken und vor allem durch das Auto zu verdrängen. Hierin liegt das Problem unserer Zeit und unserer städtischen Kultur. Ein Beharren auf alten Vorstellungen, wie sie die Bauern für notwendig finden, wird als fortschrittswidrig und geradezu als gefährlich gesehen.

3. Das Bauernjahr

In der alten bäuerlichen Welt ist es nicht die Uhr, die den Menschen vollkommen erfasst, sondern der natürliche, sich wiederholende Lauf der Sonne und des Jahres. Es ist bemerkenswert, dass das alte Bauernjahr, wie es bis zur Zeit Cäsars offiziell bestand, mit dem März begann, dem Monat, in dem der Bauer beginnt, die Felder zu bestellen. Die Monatsnamen September, Oktober usw. erinnern daran, denn der September ist der siebte Monat, aber vom März gerechnet. Und der Februar war der letzte Monat des alten bäuerlichen Jahres, den der Maler Breughel noch kannte. In diesem nahm man durch Lärm und wilde Feste Abschied vom alten Jahr, um mit Fasten sich auf das Neue vorzubereiten. Daran erinnert heute noch der Fasching.

Bei den alten Bauern bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts orientierte man sich im Jahresablauf an zwei Tagen im Kalender, und zwar an Josefi, dem 19. März, und an Michaeli, dem 19. September. Zwischen diesen Tagen war die Hauptarbeit zu tun. Der Boden musste bestellt, das Vieh auf die Alm getrieben, das Heu eingebracht und das Getreide geschnitten werden.

Für die früheren Bergbauern gehörte der Getreideanbau genauso zum Leben am Hof die das Halten von Vieh. Diese Autarkie des Bauern, der Vieh und Getreide hatte, garantierte Leben am Hof, auch wenn es ein bescheidenes war. Mit dem Getreideanbau hängt ein altes Wissen zusammen, das bald gänzlich verschwunden sein wird und für das die Ausrichtung an den Zeiten des Jahres wesentlich war. In diesem Sinn erzählte mir ein früherer Bergbauernsohn, der noch in den fünfziger Jahren den Getreideanbau gelernt und hart gearbeitet hat: „Vier Getreidesorten waren es, die wir angebaut haben: Korn (Roggen), Weizen, Hafer und Gerste. Korn und Weizen nannte man Wintergetreide, weil man es im Herbst anbaute, es wurde mit der Sichel geschnitten. Hafer und Gerste waren das Sommergetreide, weil es im Frühling angebaut wurde, es wurde mit der Sense gemäht. Zum Sommergetreide gehörten aber auch der Lanzweizen und das Lanzkorn, weil im Frühling ihr Anbau war (Lanz = Lenz = Frühling). Man hatte dann Getreide, auch wenn das Wintergetreide ausgefallen war.

Das Korn wurde zu Ägidi, dem 1. September, gesät. Es hieß: „Zu Ägidi sä's Korn, wart net bis morg'n.“ Nach fünf bis sechs Tagen ging es rot auf, erst dann wurde es grün. Weil das Korn zuerst rot treibt, meinte man früher, dass Kain den Abel auf einem Kornfeld erschlagen habe. Im Winter wurde das Korn eingeschneit. Gegen Ende Juli haben wir es mit der Sichel geschnitten. Es hieß: Kornschnieder bringt das Licht wieder. Denn beim Kornschneiden musste man so lange am Tag arbeiten, bis es finster war. Man brauchte also wieder künstliches Licht am Abend. Der Weizen wurde Ende September gesät, er ist nach 14 Tagen aufgegangen. Geschnitten wurde nach dem Korn gegen Ende Juli. Der Hafer wurde gegen Ende März oder Anfang April gesät. Wurde er etwas später im April gesät, so sagte man zu ihm Haferl, denn er war dann von einer schlechteren Qualität. Wurde er aber erst im Mai gesät, so nannte man ihn Gsud, denn dieser Hafer war besonders schlecht. Die Gerste wurde erst im Mai gesät. Geerntet wurde die Gerste je nach Wetter gegen Mitte August und der Hafer zu Bartholomä, also um den 24. August.“ Bei den alten Bauern hatte also alles seine Zeit. Getreide wie in früheren

Zeiten wird heute im Gebirge nicht mehr angebaut, die Bauern wurden zu Spezialisten, für die nur mehr die Viehwirtschaft wichtig ist.

Auch die Technik des Heuens, das Mähen des getrockneten Grases, sowie die Zeiten für dieses haben sich geändert. Dazu erzählte mir ein alter Bauer: „Wir haben noch bis 1956 mit der Sense gemäht. Mitte Juni ist mit dem Mähen begonnen worden. Wir sind sehr früh aufgestanden. Bei einem großen Bauern waren wir vier oder fünf, die gemäht haben. Wenn wir eine Zeit gemäht haben, gab es das Frühstück. Dazu gab es einen fetten Sterz, er war aus kornern Mehl (Kornmehl) gemacht. Dann ist weitergemäht worden. Die Frauen haben dann das Gemähte auseinander gestraht (gestreut). Zu Mittag wurde das Heu umgedreht. Am Nachmittag haben wir das Heu zusammengereicht und daraus Haufen gemacht. Am nächsten Tag haben wir das Heu noch einmal gewendet, und am Nachmittag haben wir es eingeführt“. Das alte Mähen mit der Sense war im Gegensatz zum Mähen mit dem Motormäher oder mit dem Traktor eine gemeinschaftliche Angelegenheit. Es hat sich viel gewandelt auf dem Gebiet des Mähens, wie ein anderer Bauer mir schildert: „Der Wandel in den sechziger Jahren war furchtbar. Die Jungen haben keine Ahnung mehr, wie es beim Heuen zuging. Es gibt heute Traktoren, die haben vorne ein Schneidwerk zum Mähen. Und hinten nimmt er das Futter (das gemähte Gras) auf. Bereits Mitte Mai fangen wir jetzt mit dem Grünfütter an. Ein Teil unserer Wiesen ist für das Grünfütter, der andere für das Heu. Wir haben heuer bis zum September schon dreimal das Futter geschnitten.“ Und eine Bauerntochter meint zum Wandel der Heuernte: „Noch in den fünfziger Jahren hat man Anfang Juni mit dem Heuen begonnen. Heute fangen sie noch früher an und geben das Heu in die Silos. Heute mähen sie dreimal im Jahr. Durch den Kunstdünger wächst mehr Gras und das schneller. Die haben sich gesagt: wir mähen das Heu als junges, da ist mehr Milch drin. Früher ließ man das Heufutter länger stehen, meist bis die Samen abgefallen sind. Erst dann haben sie gemäht. Heute haben sie immer junges Futter, dadurch geben die Kühe mehr Milch.“ Das mehrmalige heutige Mähen hat bewirkt, dass es keine Blumenwiesen mehr gibt, da bereits gemäht wird, bevor die Wiesenblumen sich entfalten können. Das alte bäuerliche Jahr hat also einen wesentlichen Wandel erfahren. Die alten Bauern wussten, welche Tage wichtig waren, um zu säen, zu ernten und zu heuen. Sie lebten mit der Natur und richteten sich an ihr aus.

4. Die Bauernregeln

Zu dieser Orientierung an der Natur gehörten die alten Bauernregeln. Heute wird nicht mehr nach alten Bauernregeln gearbeitet, sondern nach den Regeln der „industriellen Ökologie“ und dem Gebot der sogenannten Nachhaltigkeit – ein modernes Zauberwort, mit dem ausgedrückt werden soll, dass man die Natur nicht ausbeuten dürfe. Aber man tut sich schwer dabei, denn es geht heute vor allem um das Geschäft mit den bäuerlichen Produkten.

Die alten Bauernregeln sind an das Jahr gebunden, sie erinnern irgendwie an alte Orakel und verweisen tatsächlich oft auf ein archaisch religiös-magisches Erbe. Sie gaben den Bauern Richtlinien an, die auf Erfahrungen durch die Generationen hindurch beruhen und moderne Wetterberichte ersetzen. Für das bäuerliche Umgehen mit Zeit waren die alten Bauernregeln wichtig. Beispielfhaft seien diese Bauernregeln aufgezählt:

- „Bringt Martina (31.1.) Sonnenschein, hofft man auf viel Korn und Wein“,
- „Kalter Februar bringt ein gutes Jahr“,
- „Lässt der März sich trocken an, bringt er Brot für jedermann“,
- „Wenn der April Spektakel macht, Heu und Korn in voller Pracht“,
- „Juni kalt und nass, leer Scher und Fass“,
- „Juli schön und klar – gutes Bauernjahr“,
- „Hängt das Laub bis zum November hinein, wird der Winter ein langer sein“ und
- „Dezember kalt mit Schnee, gibt Korn in jeder Höh“.

Die Bauernregeln leiteten den Bauern beim Anbau, bei der Ernte und auch sonst. Sie gaben ihm Hilfen zur Hand, um „richtig“ in der Zeit sich zu entscheiden.

5. Feierliche Tage und Feste

Freizeit im modernen Sinn war der alten bäuerliche Kultur fremd. Die Arbeit im Feld, im Stall und im Wald bestimmte das Leben des bäuerlichen Menschen. Wenn Arbeit anfiel, musste sie getan werden. Und Arbeit gab es das ganze Jahr. Den Begriff Urlaub kannten daher die alten Bauern und Bäuerinnen nicht. Mir erzählte eine frühere Bauerntochter, die 1941 geboren worden war und die hart am Hof zu arbeiten hatte, dass sie das Wort Urlaub das erstemal um 1955 gehört habe. Es würden Leute auf Urlaub zu ihnen kommen, wurde ihr gesagt. Erst allmählich kam sie dahinter, was mit Urlaub gemeint sei. Den alten Bauern war ein Freisein von Arbeit für eine längere

Zeit unbekannt, denn das Leben am Hof duldet kein langes Fernbleiben vom Hof.

Es gab in der vergangenen bäuerlichen Kultur neben den Sonntagen und den üblichen Feiertagen noch eine Vielzahl von sogenannten Bauernfeiertagen, über die man sich als eine willkommene Abwechslung freute. Diese Bauernfeiertage waren offensichtlich notwendig, damit sich Bauern, Bäuerinnen, Knechte, Mägde und Holzknechte von ihrer schweren Arbeit „zwischen-durch“ erholen konnten.

Heilig waren die Sonn- und Feiertage, denn an ihnen konnte man sich erholen und den Dingen widmen, für die man sonst keine Zeit hatte. Symbolisch wurden Sonn- und Feiertag dadurch vom Alltag herausgehoben, dass man eine besondere Kleidung trug. Man unterschied daher früher auch streng zwischen dem Alltags- und dem Sonntagsgewand. Eine Unterscheidung, die heute verloren gegangen ist. Das Sonntagsgewand wurde besonders gepflegt und war beim Mann aus dunklem Tuch, es hielt ein Leben lang. Daher wurde er in diesem Anzug auch begraben. Eigentliche Trachten, wie sie heute üblich sind, gab es für die kleineren Bauern nicht.

An den Feiertagen, wie Weihnachten und Ostern, wurde gehörig gegessen und getrunken. Man hatte seine Freude am guten Braten, schließlich wurde damals nur zweimal im Jahr ein Schwein abgestochen. Knechte und Mägde freuten sich zumindest bei den eher armen Bergbauern, wie ich sie noch erlebt habe, zu den großen Festen beim Essen gehörig zuzulangen zu können. Neben diesen Feiertagen trugen gewisse Feste zur Abwechslung vom bäuerlichen Leben bei; zu ihnen gehörten Hochzeiten, das Maibaumaufstellen und Tanzveranstaltungen, wie der Feuerwehrball und das Bergsteigerkränzchen. Dabei ging es hoch her. Burschen und Mädchen wiegten sich im Tanz und tranken bisweilen über den Durst.

6. Zeit und Weg

Auch die Wege richteten sich bei den Bauern, deren Leben noch nicht durch das Tempo bestimmt war, an dem natürlich Vorgegebenen. Die bäuerliche Kultur war eine Kultur der Langsamkeit, in der Geduld wichtig war, vor allem wenn man mit eigener Muskelkraft unterwegs war.

Die echte dörfliche und bäuerliche Kultur, wie sie bei uns verschwunden ist, aber in Siebenbürgen noch besteht, kennt viele Wege. Eine Vielzahl dieser Wege gibt es nicht mehr, an ihrer Stelle schuf man langweilige Asphaltstra-

ßen, auf denen man schnell mit dem Auto im Dorf, am Bahnhof und wieder zu Hause ist. Heute geht kaum jemand zu Fuß. Früher ging man zu Fuß, und überall gab es Wege, auf denen man die üblichen Schotterstraßen, die später asphaltiert wurden, abkürzen konnte. Durch Wälder, über Hügel, entlang von Wiesen und zwischen den Feldern gab es Steige und alte Karrenwege, die heute zum großen Teil überwachsen sind und kaum, höchstens von lustwandelnden Sommergästen, benützt werden. So gab es früher von den Bauernhäusern weg Pfade und Steige zum Bahnhof, zur Kirche und in den Ort. Diese Wege verschwanden schließlich, an sie erinnern sich nur mehr ältere Leute. Bei diesen Wegen handelte es sich um Wege, die nicht dem Spaziergange dienten, sondern dem bestmöglichen(!) Erreichen eines Zieles per pedes. Es ist übrigens bemerkenswert, daß die modernen Forststraßen sich nicht an den alten Wegen ausrichten, sie zerschneiden Wälder und schaffen Verwirrung für jene, die sich auf alten Pfaden bewegen.

Eine Bäuerin erzählte mir über einen alten Weg, den sie nicht aufgeben will, dies: "Der Weg hier geht zum Bahnhof, der ist schon hundert Jahre begangen, den zu gehen, darf niemand verbieten, auch wenn keiner mehr darauf marschiert. In Oberweng zum Beispiel war der Spiegelgraben ein öffentlicher Weg. Und auf einmal ist der Weg durch das Gericht gelöscht worden, ohne daß einer etwas dagegen hat machen können. Der Grundbesitzer dort hat sich eine Parzelle neu ausmessen und gleichzeitig den Weg löschen lassen. So hat er an Grund gewonnen. Der Weg früher ging an der Grenze, und jetzt ist er weg. Wie das zugeht, weiß ich auch nicht."

Die alten kleinen Wege erzählen von Marschierern, die durch die Jahrhunderte die Dinge des Alltags darauf beförderten, von Burschen, die zum Fenster ihrer Mädchen schlichen, von Landärzten, die ihre Krankenbesuche machten, und anderen Leuten, die noch nicht der traurigen Faszination des Autos erlegen sind.

Die Menschen früher waren viel zu Fuß unterwegs, und daher waren für sie diese Verbindungswege wichtig, gerade wenn man zur Feldarbeit wanderte. In Siebenbürgen, in Großpold bei Hermannstadt, gibt es sie noch, die kleinen Wege, auf denen die Bauersleute wandern. Oft sehe ich sie, wenn sie mit der geschulterten Haue oder dem Rechen von ihren Häusern weg marschieren.

Auch die Schotterstraßen hatten ihren Charme, solange nicht das moderne Tempo sie verschwinden ließ. Auf ihnen grüßten sich die Wandernden und der Wegmacher entbot den vorbeifahrenden Fuhrwerken, später auch den wenigen Autos, seinen Gruß. Diese Kultur der Straße ist verschwunden. Man

ignoriert sich gegenseitig und ärgert sich, wenn man von einem anderen Autofahrer überholt wird.

Zum alten Dorf und seinen Bauern gehörte der Gendarm. Er marschierte zu Fuß weit hinauf zu den Bauern, er pflegte gute Kontakte zu ihnen, er wußte Bescheid über sie und ihr Umfeld und freute sich, wenn er zu Most und Geselchtem eingeladen wurde. Dabei erwarb er sich die so wesentlichen "Lokal- und Personalkenntnisse". Vom modernen Gendarmen unterscheidet er sich dadurch grundsätzlich; denn dieser ist mit dem Auto unterwegs und hat zu den Menschen, die er zu betreuen hat, eine sehr oberflächliche Beziehung. Diese beschränkt sich vor allem darauf, dass man sich mit den Autos begegnet und sich flüchtig grüßt.

Einen ähnlichen Wandel hat auch der Beruf des Briefträgers erfahren. Er hatte gute Kontakte zu den Bauern, überhaupt wenn er zu Fuß zu ihnen kam. Heute sind diese Kontakte weitgehend verschwunden (vgl. *Girtler, R. 1996*).

Die alten Straßen waren vor allem für die Fußgänger da. Für den "kleinen Mann" bedeutete der Fußmarsch die wichtigste Art der Fortbewegung. Und wenn man von irgendwo etwas zu holen hatte, tat man dies zu Fuß, und damit es leichter ging, bediente man sich eines Handwagens. In Siebenbürgen habe ich diese Bilder heute noch. Eine alte Bäuerin meinte zu mir noch dies: „Heute geht keiner mehr zu Fuß in den Ort. Früher hat man beim Gehen miteinander mehr geredet, man unterhielt sich besser. Heute setzt sich jeder in sein Auto und ist dahin“. Dies geschieht auf Kosten der alten Wege, aber auch eines geruhsamen Umganges mit der Zeit.

Die alte bäuerliche Zeit war eine überschaubare, die sich nicht an Stunden und Minuten ausrichtete, sondern an Tagen mit dem Aufgehen und Untergehen der Sonne. Jeder Tag war daher ein anderer. Ähnlich halten es heute noch die Mönche auf dem heiligen Berge Athos. In städtischen industriellen Kulturen sind es der Stunden- und der Minutenzeiger, die beispielsweise den Büroangestellten zwingen, seinen Arbeitsplatz zu verwalten. In bäuerlichen Kulturen geben der Hahnenschrei und das Auf- und Untergehen der Sonne dem Bauern kund, wann mit der Arbeit zu beginnen oder aufzuhören ist. Man sprach vom „Tagwerk“ und die Bezeichnung „ein Joch“ für ein Feld einer gewissen Größe bezieht sich auf jenes Feld, das an einem Morgen mit einem Joch Ochsen bepflügt werden kann. Genauso ist es mit dem Begriff „Morgen“.

Es hat sich also einiges in der bäuerlichen Kultur verändert. Der Jahreslauf ist ein anderer geworden. Gemüse, das in der echten bäuerlichen Kultur, wie in Siebenbürgen, nur zu bestimmten Zeiten im Jahr zu ernten und zu verzehren ist, ist für den modernen Menschen in den Supermärkten über das ganze Jahr verfügbar. Und das Tempo ist für den modernen Menschen wichtig geworden, um über Kontinente Gemüse, Obst und Tiere zu transportieren. Die alten Bauern kannten noch die Muße, auf alten Wegen zu gehen. Mein Vater erzählte mir oft mit Bewunderung, dass die alten Bauern in Tirol, wenn sie sich am Berg begegneten, mit „Zeit lassen“ begrüßten. Dieses „Zeit lassen“ ist heute verschwunden. Man hat heute nicht einmal mehr Zeit, Tiere und Pflanzen in natürlicher Weise gedeihen zu lassen.

7. Die bäuerliche Welt der klassischen Pfarrersköchin

In meiner Forschung über das Leben von Pfarrersköchinnen kam ich auch bisweilen auf das Thema Zeit zu sprechen. Schließlich gehört die alte Pfarrersköchin einer alten bäuerlichen Welt an, in der der Pfarrhof noch ein echter Bauernhof war. Eine solche Pfarrersköchin war Frau Sallinger im Waldviertel. Mit ihr, die zumindest die erste Zeit als Pfarrersköchin das Leben einer Bäuerin führte, sprach ich auch über die alten Bauern, die es zwar nicht leicht hatten, die aber autark waren und sich wesentlich von den heutigen Spezialisten unterschieden. Frau Sallinger verbindet mit ihrem bäuerlichen Leben als junge Frau am Hofe ihrer Eltern und dann als Pfarrersköchin zwar Mühe, aber auch Schönes. Auch für sie hat der moderne, industrielle Bauer eine andere Beziehung zur Zeit und des Umgangs mit ihr als der frühere, der auf Vorrat arbeiten musste, der also mehr an der Zukunft sich zu orientieren hatte. Ich sprach mit ihr länger darüber. Sie fügte in diesem Sinn hinzu: „Unser Bürgermeister hat einmal gesagt, die alten Bauern haben auf Vorrat gearbeitet, sie haben eingekocht usw. Er meinte, mit dem heutigen Getreidevorrat könne man nicht einmal ein Jahr überleben.“ Ich ergänze: „Wenn es also zu einer Krise heute kommt, stehen wir alle blöd da.“ Weiter sinniert Frau Sallinger: „Ich würde mich nicht mehr mit der neuen Bauernwirtschaft auskennen. Früher hat man sich am Feld zugerufen, da war noch Leben. Jetzt sind die Leute alleine und fahren mit dem Traktor. Mein Bruder hat oft gesagt, wenn der Vater jetzt käme, der würde schauen, was heute los ist. Wir zuhause haben fünf Kühe gehabt. Und wir alle haben leben können.“ Frau Sallinger hat am Hof gelernt, wie man mit dem Vieh umgeht, wie ein Heuwagen beladen wird und wie das Getreide geerntet wird, aber auch dass man mit der Zeit sorgsam umgehen müsse.

Disziplin, was die Zeiteinteilung der Arbeit in Haus und Hof anging, und Freude an der Arbeit wuchsen in Frau Sallinger, als sie noch am Bauernhof lebte. Ihr Leben als Pfarrersköchin war ebenfalls bestimmt durch diese beiden Prinzipien. Jetzt alleinstehend blickt sie zufrieden zurück auf ihre Zeit als Pfarrersköchin. Die Beziehung zu dem Herrn Pfarrer muss eine tiefe gewesen sein. So hinterließ er ihr einen Brief, in dem er sich auch auf die Zeit und zwar auf die ewige Zeit bezog, wie sie wichtig für den Bauern ist, der weiß, dass nach der Erdenzeit die himmlische kommen muß: „Mache Dir noch ein paar schöne Jahre. Ich erwarte dich dann mit Freuden in der Ewigkeit.“

8. Die Bedeutung desurlaubes für den modernen Bauern

Der moderne Bauer hat seine alte Autarkie aufgegeben, sein Hof wurde zum Unternehmen, zum Betrieb. Vor diesem Hintergrund hat sich sein Umgang mit freier Zeit geändert. Auch der Bauer will ebenso wie andere Leute Urlaub haben und diesen genießen, indem er für eine Zeit seinen Hof verlässt. In früheren Zeiten war dies so gut wie unmöglich, denn das Vieh musste ständig betreut werden und Arbeit in Haus und Hof ging nie aus.

Um heute doch Urlaub erleben zu können, bedarf es allerdings der Zusammenarbeit mit anderen Bauern, eine Form der modernen Nachbarschaftshilfe. So las ich in der österreichischen Zeitschrift für Bauern „Der Landwirt“ von zwei bäuerlichen Familien im oberösterreichischen Mühlviertel, die sich gegenseitig Arbeit abnehmen, damit jeweils eine der Familien sich an einem Urlaub erfreuen kann. In der einen Familie ist die Frau Lehrerin, Hausfrau und Mutter. Ihr Herr Gemahl kümmert sich um die Landwirtschaft, hat aber auch noch Zeit für die drei Kinder. Ihm ist Freizeit wichtig, um Rad zu fahren und dem Schilaf zu frönen. In der anderen Familie arbeiten beide Ehepartner in der Landwirtschaft. Der Mann ist nebenher noch Totengräber. Ein zusätzliches Einkommen kommt noch von einer kleinen Hähnchenmast. Damit jede der Familien ein Wochenende frei von bäuerlicher Arbeit verbringen oder auf Urlaub fahren kann, übernimmt jeweils die andere Familie für diese Zeit noch zusätzlich die Arbeit der anderen. Es bedarf also einer guten und geplanten Kooperation, die gerade in modernen Zeiten immer notwendiger wird und dem jungen Bauern auch mehr Chancen einräumt, eine Frau zu heiraten, die auch gerne am Hof lebt und arbeitet (Zs. „Der Landwirt“, Heft 23, 2002, 8 f.).

9. Der Wandel des Umgangs mit Zeit bei den Bauern

Von den alten Bauern kann man einiges lernen. So die Kenntnisse um den alten Garten, die Behandlung des Viehs, dem noch natürliches, auf den Wiesen gewachsenes Futter verabreicht wird, die Muße des Fußmarsches und die Ausrichtung an einer Zeit, wie sie die Natur anbietet. Man stand auf, wenn es licht wurde, und ging schlafen, wenn die Nacht sich ankündigte. Die Arbeit musste getan werden, solange man etwas sehen konnte. Man war übrigens sehr sparsam mit dem künstlichen Licht. Aus der Zeit, als man Kerzen sowohl als Lichtquelle als auch aus religiösen Gründen verwendete, stammt dieser Spruch, den mir ein Freund, ein alter Holzknecht, einmal heiter sagte: „Die Zeit vergeht und das Licht verbrennt und die Alte stirbt nicht“. Das erstemal dass der Bauer sich an einer genauen Zeit ausrichten musste, war, als man die Eisenbahn einführte und Industriebetriebe, zumeist auf dem Gebiet der Holzverarbeitung, in den bäuerlichen Gegenden entstanden.

Der heutige Bauer hat mit dem alten Bauern kaum noch etwas gemein. Er ist zum Manager geworden, ihm geht es um das Geschäft auf Kosten der Tiere und er ist an das Auto gebunden, er scheint das Gehen verlernt zu haben. Und sein Umgang mit der Zeit ist ein anderer geworden.

10. Literatur

GIRTLER, Roland (1996): Sommergetreide – Vom Untergang der bäuerlichen Kultur. – Böhlau-Verlag. Wien.

GIRTLER, Roland (2002): Echte Bauern – Der Zauber einer alten Kultur. - Wien.

GIRTLER, Roland (2005): Pfarrersköchinnen – Edle Frauen bei frommen Herren. – Wien.

WENDORFF, Rudolf (1980): Zeit und Kultur. – Opladen.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Matreier Gespräche - Schriftenreihe der
Forschungsgemeinschaft Wilheminenberg](#)

Jahr/Year: 2004

Band/Volume: [2004](#)

Autor(en)/Author(s): Girtler Roland

Artikel/Article: [Der Zeitbegriff in der alten bäuerlichen Kultur und sein
Wandel 194-204](#)